

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 8

Samstag, den 21. Februar

1915

Frühlingsstürme.

Roman von R. Horowitz.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

S. v. d. S., den 29. Juli 19...

Wieder eine Neuigkeit, Hilde — diesmal eine erfreuliche — die mir die Feder in die Hand drückt. Denke Dir, Anfang August kommt Ilse hierher; Frau v. Heeren hat sie eingeladen. Ist das nicht lieb und gut von ihr? Kannst Du es mir nachfühlen, mit welcher frohen Gefühlen ich die Freudenbotschaft nach Hause gesandt? Gestern traf ein Jubelbrief meines Schwesterchens ein. Ganz berauscht ist sie von dem Gedanken, mich schon so bald wiederzusehen und dabei solch schönes Stück Welt kennen lernen zu dürfen. Ist es doch die erste größere Reise, die ihr nun bevorsteht! Und wie glücklich und zufrieden schreibt mein gutes Mütterchen!

Ilse's Herkommen machte sich ganz zufällig. So ohne alle Vorbedingungen ward mein heißer Wunsch erfüllt. Vor einigen Tagen, als wir gegen Abend von unserer Spaziersfahrt heimkehrten, trafen wir am Gartentor den Briefträger, der uns die Post überbrachte. Noch durch den Garten nach dem Hause gehend, öffnete ich Mamas Brief. Während Frau v. Heeren gleichfalls ihre Brieffachen durchsah. Zu meinem Bedauern las ich, daß Ilse's Besinden immer noch viel zu wünschen übrig ließ. Mein Gesicht mag wohl infolgedessen einen sehr ernsten, vielleicht auch betrübten Ausdruck getragen haben, denn Frau v. Heeren fragte mich plötzlich, ob ich unangenehme Nachrichten von den Meinen hätte. Natürlich teilte ich ihr darauf unsere Sorgen mit.

Als ich später nach dem Abendessen mit ihr im Garten auf und ab ging — Frau v. Rother saß mit Herrn v. Heeren auf der Veranda — da machte sie mir den Vorschlag, Ilse kommen zu lassen. Sie meinte, mein Zimmer wäre geräumig genug, um noch ein Bett darin aufzustellen, und die Homburger Luft würde der kleinen Patientin sicher von Nutzen sein. Ueberglücklich dankte ich ihr für diesen rührenden Liebesbeweis, konnte aber doch nicht umhin, sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Anwesenheit eines lebhaften jungen Mädchens vielleicht etwas mehr Unruhe ins Haus bringen würde und sie, vor allem auch Herrn v. Heeren, stören könnte.

„Ihre Besürchtung ist ganz überflüssig, mein liebes Kind,“ entgegnete Frau v. Heeren freundlich. „Mein Sohn hat hellere junge Menschen gern. Ihre Schwester wird nur noch zu seiner Zerstreuung beitragen, und im übrigen — damit Sie aller Zweifel enthoben sind, will ich Ihnen anvertrauen, daß er selbst mich auf die gute Idee gebracht, Ihre kleine Schwester hierher einzuladen.“

Also ist er mittelbar schuld an Ilse's Herkommen! Nun, da ich ihm nicht zu danken brauche, kann's mir ja recht sein! Ach, ich freue mich unfagbar auf mein Schwesterlein und zähle die Stunden bis sie kommt!

Frau v. Heeren neigt mich und behauptet, ich ginge ganz verflärt umher. Herr v. Heeren scheint nichts davon zu merken; er geruht wieder einmal, mich gar nicht zu sehen. Als Frau v. Heeren ihm mitteilte, daß Ilse käme, da sagte er ganz trocken:

„Das ist schön. Da wird es bei uns lebhafter werden!“ Seine Angebetete ist nämlich gestern abgereist, nach Interlaken, wie ich hörte. Herr v. Heeren gab ihr das Geleit zur Bahn, — bis zuletzt ihr treuer Ritter! Er hat sich übrigens die letzten Tage merklich erholt, sein Fuß ist viel besser, und wenn er auch ein wenig hinkt, so kann er doch schon, auf den Stod gestützt, kleine Spaziergänge unternehmen.

Ob er doch noch Frau Lisa das Versprechen gegeben, sie später in der Schweiz aufzusuchen, weiß ich nicht. Ich begreife überhaupt nicht recht, weshalb die Sache immer noch nicht zum Klappen gekommen ist. Frau v. Rother machte während der letzten Tage ihrer Anwesenheit einen etwas nervösen Eindruck. Sie kam mir nicht sehr siegeszicher vor. Jedenfalls hat sie einen anderen Abschluß ihres Besuches erwartet.

Zufällig war ich, am offenen Fenster meines Zimmers stehend, Ohrenzeuge eines kurzen Gesprächs zwischen ihr und Herrn v. Heeren. Es gab mir Stoff zum Nachdenken. Hier ist es: „Du kannst mir glauben, Wolf, sie ist genau so gefallsüchtig wie andere Frauen.“

„Meinst Du?“

„Aber gewiß. Es gibt zweierlei Arten, die Männer zu reizen. Entweder man kommt ihnen sehr entgegen, oder man beobachtet sie kaum. Die letztere Art ist die raffiniertere.“

„Ich beuge mich vor Deinem Scharfblick und halte die weiße Beurteilung Deines Geschlechts selbstverständlich für maßgebend.“

„Du brauchst das gar nicht so spöttisch zu sagen. Ich habe darin Erfahrung, und wenn man sozusagen mit den Augen der Liebe sieht —“

„Ah, Du liebst sie also?“

„Laß den Unsinn, Wolf. Du weißt sehr gut, daß das nicht auf sie gemünzt war. Aber ich sehe schon — es ist überflüssige Liebesmüh' — Du willst nicht auf mich hören.“

Er lachte leise auf.

„Rege Dich nicht auf, Lisa. Es liegt ja gar kein Grund vor. Ich bin ja vorläufig noch ganz unversehrt.“

„Nein, das bist Du nicht. Ich kenne Dich besser. Aber ich hoffe, Du wirst doch noch einsehen, wie gut ich es mit Dir meine.“

„Aber natürlich, teure Cousine, das tue ich ja schon heute. Du machst mich ordentlich bange vor der großen Gefahr.“

In dem Augenblick klopfte die Jungfer an meine Tür, und ich trat hastig vom Fenster fort. So konnte ich nichts mehr hören. Doch unwillkürlich lehrten meine Gedanken immer wieder zu diesem Zwiegespräch zurück. Vor wem mag Frau v. Rother ihren Vetter so energisch gewarnt haben? Und dann wieder — fühlte sie sich seiner immer noch nicht sicher? Die Kapitulation scheint diesmal doch schwieriger zu sein, als vor zehn Jahren. Aber da schreibe ich alles mögliche gleichgültige Zeug hin und vergesse ganz, Dir von meinem schönen Frankfurter Ausflug zu berichten. Und es waren wirklich so besonders angenehme Stunden, die ich dort verbracht, daß es sich schon lohnt, davon zu sprechen.

Du kennst ja Frankfurt, also brauche ich Dir nicht erst ein Langes und Breites davon vorzuschwärmen. Mit Entzücken nahm ich die Schönheiten der Stadt in mir auf. Diese glückliche Vermengung neuer und alter Kultur, die einem überall entgegentritt, dieses vornehme, ruhig elegante Straßenbild, diese kostbaren Auslagen in den Geschäften, die darauf schließen lassen, daß hier



Generalleutnant Wild v. Hohenborn.

...die in der Stadt leben und nicht zu vergessen — der an-
 grenzende Wald, der den Bewohnern aller Klassen die Möglichkeit
 gibt, die Natur in vollen Zügen zu genießen; ist es da zu verwundern
 wenn die Frankfurter sich mit unsagbarem Stolz ihrer Vaterstadt
 brüsten und die Fremden in Scharen dahingehen, um dann in
 allen Sprachen das Lob der alten Kaiserstadt zu verkünden?

Doktor Werners haben ein reizend gemütliches Heim, zwei
 wunderhübsche, lebhaft Kinder, zwei Knaben im Alter von vier
 und sechs Jahren, die sich gleich mit mir anfreundeten. Doktor
 Werner selbst gefallt mir sehr. Er scheint nichts vom fleischlichen
 Schablonentum seines Standes zu haben, ist sehr heiter und
 augenscheinlich sehr verlobt in seine allerdings besonders nette
 Frau. Unser Zusammensein vertiefte vergnügt und angeregt; es
 war mir, wie wenn ich eine langjährige Freundin des Hauses
 sei. Den Nachmittag verbrachten wir noch in angenehmer Ge-
 sellschaft im berühmten Palmengarten, und erst um 8 Uhr fuhr
 ich nach Homburg zurück. Das Ehepaar ließ es sich nicht nehmen,
 mich an die Bahn zu bringen. Beide trugen mir viele Grüße
 für Frau v. Heeren und ihren Sohn auf, und als ich schon in den
 Zug gestiegen, rief mir Frau Doktor Werner noch zu:

„Ach ja, richtig, beinahe hätte ich's vergessen! Bitte, liebes
 Fräulein Bode, sagen Sie doch Wolf — ich meine Herrn v. Heeren —
 diesmal wäre ich mit ihm ganz „einig“. Er wird mich schon ver-
 stehen.“

Zögernd versprach ich diese seltsame Botschaft auszurichten,
 während Doktor Werner lachend meinte:

„Meine Frau hat
 immer ihre Geheim-
 nisse mit Herrn v.
 Heeren. Seit sieben
 Jahren ist es ihr höch-
 ster Ehrgeiz, meine
 Neugierde wach zu
 rufen, aber es gelingt
 ihr nicht.“



Ein Vorkämpfer für französische Kultur.

Diese lachend ge-
 sprochenen Worte, die
 heiteren Mienen bei-
 der begleiteten mich
 noch eine gute Strecke
 Wegs, als ich zwar
 etwas müde, aber
 doch befriedigt von
 den Ereignissen des
 Tages, im Wagen-
 abteil saß.

In Homburg stand
 zu meiner nicht ge-
 ringen Ueberraschung
 Herr v. Heeren mit
 einem fremden Herrn
 an der Bahn. Beide
 kamen mir — als ich
 ausgestiegen — lang-
 samen Schrittes ent-
 gegen und — denke
 Dir — der Fremde
 entpuppte sich als der Regierungsrat v. Bente aus Karlsruhe
 und ist ein Sohn meiner lieben alten Excellenz. Er überbrachte
 mir gleich Grüße seines Vaters, den er noch vor einigen Tagen
 gesprochen. Dann verabschiedete er sich, um sein Hotel auf-
 zusuchen.

Jetzt merkte ich erst, daß auch Karl da war, dessen Arm Herr
 v. Heeren nahm, während er mich fragte, ob ich vielleicht zu
 müde sei, um nach Hause zu gehen. Da ich verneinte, machten
 wir uns langsam auf den Weg.

Herr v. Heeren mag wohl gedacht haben, daß er mir für sein
 unerwartetes Erscheinen an der Bahn eine Erklärung geben müsse,
 denn — als wir ein kleines Stück Wegs schweigend nebeneinander
 hergegangen — erzählte er mir, Herr v. Bente sei gegen Abend
 in der Villa erschienen und habe ihn dann veranlaßt, da Karl
 mich doch hätte holen müssen, noch ein wenig auszugehen. So
 wären sie auf die Idee gekommen, mich zu erwarten.

Als ich nichts darauf erwiderte, fragte er:

„Nun — und wie war's in Frankfurt? Und was machen
 Werners?“

Darauf nahm ich die Gelegenheit wahr, ihm Frau Doktor
 Werners seltsame Bestellung auszurichten.

Er lächelte vor sich hin und sagte nur:

„Frieda ist und bleibt ein Rader.“

Daß mich diese Bemerkung klüger gemacht, kann ich nicht
 behaupten.

Herr v. Bente ist zur Kur hier. Natürlich sehen wir ihn täglich,
 und da er viel Ähnlichkeit mit seinem Vater hat, sehen wir

...Seine Frau soll durch den Tod von langen Leiden erlöst
 worden sein. Wie schrecklich, so früh seine Lieben zu verlieren!
 Herr v. Bente geht jeden Morgen mit mir spazieren. Das erste
 Mal trafen wir uns zufällig am Eingang des Waldes, und es
 machte sich daher von selbst, daß wir unsern Weg gemeinsam
 fortsetzten. Seit drei Tagen holt er mich aber regelmäßig gegen
 1/2 9 Uhr ab.

Ich bin sehr gern mit ihm zusammen. Er ist ein ernster,
 ruhiger Mann, in seiner Art sich zu geben, sehr einfach und doch
 ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle im besten Sinne des
 Wortes.

Wir unterhalten uns viel über Kunst. Herr v. Bente besitzt
 ein tiefgehendes Verständnis für die Malerei und steht in per-
 sönlichen Beziehungen zu vielen angesehenen Künstlern.

Als wir gegen zehn Uhr in sehr belebter Unterhaltung nach
 der Villa zurückkehrten, stand Herr v. Heeren am Gartentor.
 Ich sah ihm an, daß er wieder einmal in schlechter Laune war.
 Wahrscheinlich hatte er immer noch keinen Brief von Frau Lisa.
 Herr v. Bente verabschiedete sich. Die etwas laue Aufforderung
 seines Veters, noch einen Augenblick im Garten zu verweilen,
 lehnte er ab, meldete sich aber zum Nachmittagstee an, den er
 fast stets mit uns nimmt. Mir die Hand reichend, sagte er:

„Es war wundervoll heute im Walde, nicht wahr?“

„Herrlich,“ stimmte ich zu, den Händedruck herzlich erwidern.

Als er gegangen, wollte auch ich ins Haus gehen, wurde aber
 von Herrn v. Heeren zurückgehalten.

„Sie scheinen der einsamen Morgenpaziergänge überdrüssig
 zu sein?“

Ich wollte nur, Du hättest wieder einmal den spöttischen
 Ton gehört. Kühl entgegnete ich:

„Ich habe die Gesellschaft nicht gesucht. Da Herr v.
 Bente die Freundlichkeit hat, mich zu begleiten, habe ich natürlich
 nichts dagegen.“

Er lachte wieder spöttisch.

„Natürlich! Herr v. Bente tut gewiß auch sein Möglichstes,
 um Sie gut zu unterhalten.“

Ich zog es vor, nichts zu erwidern.

Da trat Herr v. Heeren dicht an mich heran und sah
 mich durchdringend an.

„Nehmen Sie sich in acht, Marianne, im Walde ist schon
 manches Wild gepürscht worden.“

Empört trat ich einen Schritt zurück.

„Bitte, Herr v. Heeren, beunruhigen Sie sich meinehalben
 nicht. Herr v. Bente ist kein Jäger — sicher nicht in dem
 Sinne, wie Sie es meinen — und ich kein herrenloses Wild.
 Selbstverständlich bin ich aber bereit, meine Spaziergänge
 aufzugeben, wenn ich dadurch irgend wie Anstoß erregen
 sollte. Ich werde noch heute Frau v. Heeren danach
 fragen.“

„Und ich erlaube Sie, das zu unterlassen,“ klang es heftig
 zurück. „Sie wissen sehr gut, daß meine Mutter, im Falle sie
 etwas daran auszufehen hätte, es Ihnen sagen würde. Da sie
 es nicht getan, so ist das ein Beweis, daß sie damit einverstanden ist.“

Verwundert sah ich ihn an.

„Also muß ich wohl annehmen, daß Sie allein etwas dagegen
 haben, Herr v. Heeren.“

Mergerlich blickte er zur Seite. Die Antwort schien ihm nicht
 leicht zu fallen.

„Nun —“ zögernd kam es heraus — „wenn ich offen sein soll,
 ich bin nicht gerade entzückt davon.“

Das veranlaßte mich, meine hochmütigste Miene aufzusetzen.

„Das bedaure ich. Nur müssen Sie einsehen, daß das kein
 Grund für mich ist, einem mir sympathischen Menschen unhöflich
 zu begegnen.“

„Ah, Herr v. Bente ist Ihnen sympathisch?“

„Gewiß. Mögen Sie ihn denn nicht?“

Er zuckte ungeduldig die Achseln.

„Darauf kommt es hier doch nicht an, ob ich ihn mag oder nicht.
 Sie wollen sich wieder einmal aus der heißen Geschichte ziehen,
 Marianne.“

Ich mußte unwillkürlich lachen. „Tue ich das für gewöhnlich?“

„O ja. Sie verstehen es schon, einem ein Rätsel aufzugeben.“

„Ich?“

Sprachlos blickte ich ihn an. Bis jetzt hatte ich immer gefunden,
 daß es umgekehrt der Fall war, aber natürlich sagte ich nichts
 davon.

Er lächelte trübe vor sich hin.

„Das glauben Sie mir wieder einmal nicht, und doch ist es so.“
 In dem Augenblick kam Karl mit einem Auftrag von Frau v.
 Heeren, und ich machte, daß ich weg kam.

Siehst Du, Hilde, so ist er nun! Nicht einmal diese harmlosen Spaziergänge mit Herrn v. Bente gönnt er mir!

Am 1. August kommt Ilse. Ach, wie ich mich freue!

Nun, und Herr v. Heeren kann sich beruhigen; dann werden wir zu dreien in den Wald ziehen!

Schreibe mir bald; auch was Du von Herrn v. Heerens seltsamem Weisen hältst. Ich habe es aufgegeben, ihn zu verstehen.

In Liebe

Deine

Marianne.

P.S. Ich finde es eigentlich unverschämt, daß er mich ungefragt Marianne nennt. Wenn ich nun Wolf sagen wollte! Uebrigens ein greulicher Name!

S. v. d. S., d. 10. Aug. 19 . .

Meine liebste Freundin! Kaum daß ich mir die Zeit stehle, um endlich wieder einmal mit Dir zu plaudern. Seitdem Ilse hier ist, trägt das Leben in unserm stillen Winkel ein ganz anderes Bild. Wunderbar, was solch junges sonniges Menschenkind von neunzehn Jahren für einen Lebensdrang in sich hat! Diese fortwährende Unternehmungslust, dieses, während des augenblicklichen Genießens, sich auf die kommenden Ereignisse freuen,

Frau v. Heeren ist ganz entzückt von ihr und verzieht sie auf unglaubliche Weise, von Herrn v. Heeren gar nicht zu reden, der sich von morgens bis abends mit ihr abgibt.

Herr v. Bente verbringt jetzt fast regelmäßig seine Nachmittage und Abende mit uns, und ich staune immer von neuem, wie lustig und geschickt mein Schwesterchen die Redereien der Herren zu vergelten weiß. Es geht wirklich sehr heiter bei uns zu.

Somit sollte man glauben, daß ich jetzt eine glückliche Zeit vererbe, aber — schill mich nicht, Hilde, ich kann bei alledem doch nicht ganz froh werden. Immer deutlicher sehe ich's kommen, daß diese schönen Tage keinen harmonischen Abschluß finden werden. Und denke nicht, daß ich wieder einmal Gespenster sehe und mich mit grundlosen Vermutungen abquäle.

Hilbe — ich fürchte, daß sich Herr v. Bente ernstlich für mich interessiert und beinahe kommt es mir so vor, wie wenn Frau v. Heeren die Sache unterstützte. Du kennst mich zur Genüge, um zu wissen, daß ich nicht zu den Mädchen gehöre, die jede Annäherung eines Mannes mit Heiratsabsichten in Verbindung bringen.

Herrn v. Bentes Benehmen zeigt mir jedoch klar und deutlich, was er bezweckt.

Des Morgens sind wir jetzt nicht mehr allein, da Ilse stets mit mir in den Wald geht. Allerdings kann ich da nur ihre Anwesenheit feststellen, denn an unserer Unterhaltung nimmt sie wenig Anteil. Mein Schwesterchen hat keine Geduld, im Walde kunsthistorische Gespräche zu führen oder ihnen zu lauschen



Deutsche Schlittenpatrouille in Polen.

hat etwas ungemein Herzerquickendes und Aufstreckendes. Dabei muß ich der Wahrheit die Ehre geben: Ilse ist nur die treibende Kraft. Der ausführende Teil, der, der alles gleich in Szene setzt, ist Herr v. Heeren. Er ist wie ausgewechselt. Keine Spur mehr von jenem mißgestimmten, unfrohen Manne der letzten Wochen!

Was doch solch lachendes, junges Geschöpf fertig bringt! Da sehe ich erst, wie alt und schwerfällig Deine Freundin ist! Frau v. Heeren hat Recht behalten — ihr Sohn scheint heitere Menschen sehr zu lieben!

Und Ilse, unser kleiner Hauskobold, versteht es, die Menschen zu nehmen. Im Handumdrehen hat sie sich die Zuneigung Frau v. Heerens erschmeichelt und mit Herrn v. Heeren — mit dem ich in der ersten Zeit kaum zu sprechen wagte — verkehrt sie, wie wenn er sie von Kindheit an gekannt.

Ilse sieht übrigens schon viel wohler aus, was kein Wunder ist. Frau v. Heeren hat gleich am ersten Tage ihre Lebensweise bestimmt. Danach muß unser Wildfang jeden Morgen bis neun Uhr zu Bett bleiben; dann geht sie mit mir eine Stunde spazieren. Wenn sie nach Hause kommt, ruht sie sich auf der Veranda in einem bequemen Liegestuhl bis zum Mittagessen aus.

Und erst am Nachmittag werden Ausflüge und sonstige Vergnügungen unternommen; doch sieht Frau v. Heeren streng darauf, daß Ilse sich nicht übermüdet. Dabei muß sie, abgesehen von der kräftigen Kost, täglich ein bis zwei Liter Milch trinken. So ist es begreiflich, daß sich bei dieser Pflege und in der oregonreichen Luft ihre Wangen wieder rosig zu färben beginnen. Dir kann ich's ja sagen, Hilbe, ohne eingebildet zu erscheinen: Unsere Ilse verspricht eine kleine Schönheit zu werden.

Bald ist sie uns flüchtigen Fußes weit voraus, bald bleibt sie von einem Vogel, einer Blume oder Pilzart gefesselt — zurück. Aber schließlich sind wir doch zu dreien; eine vertrauliche Zwiesprache wäre somit ausgeschlossen. Anders liegt es am Nachmittage. Herr v. Heeren — nun beinahe ganz hergestellt — nimmt stets an unseren Ausflügen teil und Herr v. Bente schließt sich, wie selbstverständlich, an. Hier — im größeren Kreise — ist es ihm ein Leichtes, mich fast ganz in Beischlag zu legen, so daß ich oft ohne meinen Willen von den andern getrennt bin. Und das geschieht immer auf so einfache, unvorhergesehene Art, daß ich mich dieser Inanspruchnahme, ohne unhöflich zu sein, kaum entziehen kann.

Oft höre ich dann in der Entfernung Ilses frische, heitere Stimme, Herrn v. Heerens tiefes, wohlklingendes Organ und seiner Mutter herzlichstes Lachen und kann das beschämende Gefühl nicht los werden, daß sie mich gar nicht vermisse. Es beschleicht mich dann — wie ich dagegen auch ankämpfe — eine tiefe Mißstimmung, und ich habe meine Not, Herrn v. Bentes Erzählungen aufmerksam zu folgen.

Sind wir später wieder alle beisammen, dann bemühe ich mich, soviel ich kann, in Frau v. Heerens Nähe zu bleiben und ärgere mich, daß sie diese Versuche nicht zu bemerken scheint. Ja, letzterer Umstand hat mich sogar auf die Idee gebracht, daß sie Herrn v. Bentes so deutlich zutage tretende Interesse gut heißt. Und — lache mich nicht aus — der Gedanke hat für mich etwas Schmerzliches. Ich weiß es ja — sie meint es sicher nur gut und denkt dabei gewiß nur an mein Glück — aber, bin ich ihr so wenig, daß sie mich so leichten Herzens aufgeben kann?

Also hatte Herr v. Heeren doch recht, als er mich vor den

... noch ist kein entscheidendes Wort gefallen. Vielleicht trete ich mich doch! Aber nein — ich bin sicher, ein so ernster Mann, wie Herr v. Bente es ist, ein Mann, der schon die Vierzig überschritten, würde sich nicht in so auffallender Weise einer jungen Dame nähern, ohne ernste Absichten zu haben!

Herr v. Heeren hat nur Auge und Ohr für Ilse. Mir gegenüber setzt er wieder einmal seine undurchdringliche Miene auf, und nur aus einzelnen, leicht hingeworfenen Bemerkungen kann ich entnehmen, daß er doch alles, was vorgeht, beobachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reklame.

Von Dr. Hans Kost.

(Nachdruck verboten.)

In der guten alten Zeit konnte man diese moderne Notwendigkeit, um Geld zu verdienen, so gut wie nicht. Die Kunst regelte die Höhe und den Absatz der Produkte. Der Handwerker brachte höchstens über seiner Haustür ein Namenschild, eine Gießkanne, eine Brezel an zum Zeichen, daß hier Blechwaren od. Semmeln oder sonst etwas zu haben war. Da gab es keine Schaufenster, mit dem höchsten Raffinement zu Einkaufszwecken ausgestattet; kein Regier drückte mit freundlichem Grinsen und blendenden Zähnen dem Vorübergehenden einen Reklamezettel in die Hand; keine bunten Plakate zogen den Blick des Beschauers auf sich; an den Türen und Anschlagplätzen der alten Städte und Städtchen konnte man höchstens irgendeine hochwichtige polizeiliche Bekanntmachung oder eine Steuermahnung entdecken. Damals war es noch eine Lust zu leben, die Reklame verfolgte niemanden auf Schritt und Tritt, wie das heute der Fall ist. Löse ein



Deutsch-polnische Verständigungsversuche: Der Landsturmann in Lodz.

und du findest auf der Rückseite eine Firma, die sich in allen Tonarten anpreist: durchfahre mit der Bahn eine Landschaft und bleibe in die schöne Gottesnatur, so erblickst du abwechselnd auf freiem Felde Plakatständer, welche die unübertreffliche Güte von W's-Schokolade, von K-Stiefeln, von X-Café usw. anpreisen. Und wo in Stadt und Land irgendeine freie Wand sich findet, so kündigt sie irgendeiner unentbehrlichen, höchstnützlichen, nie dagevesenen billigen Gegenstand an. Erschreckt schaut das Auge plötzlich zu einem bald in grünem, bald in rotem Licht aufflammenden Transparent empor, welches die Weltberühmtheit eines Warenhauses oder eines Hotels dir in Erinnerung bringt. Neue Berufsarten haben sich zu Reklamezwecken gebildet; um den einträglichen Posten eines Reklamechefs würde mancher in Amt und Würden seufzende Akademiker seine Stellung dahingeben. Die Kunst und die Industrie haben sich in den Dienst des Plakats, der Reklame gestellt. Es gibt kaum mehr einen Trick, der nicht schon von findigen Köpfen zu Reklamezwecken ausgedacht und angewendet worden wäre. Die Reklame dringt überall hin, sie beherrscht die Mauern, Straßen, Plätze, Türme in Stadt und Land; sie ist ein ständiges Lärmittel in den Zeitungen; sie steht wie eine schlaue Beführerin hinter den Schaufenstern; sie verhandelt die herrlichsten Landschaftsbilder und wenn man die Sterne zu großen Plakatbuchstaben zusammenstellen und dem Schweife eines Kometen ein Riesenpaket Seife anhängen könnte, unsere Reklamechefs würden sich die Kosten und Mühe nicht verdrießen lassen, die Reklame droben am Himmelszelt recht augenfällig und marktschreierisch zu veranstalten.

Das Wort Reklame kommt vom lateinischen: reclamare und heißt auf deutsch übersetzt: schreien und immer wieder schreien. Das ist das Wesen der Reklame, sie will immer wieder die Auf-

merksamkeit erregen. ... wird von einer solchen Fülle von Gebrauchs- und Luxusgegenständen, von Modeartikeln und sonstigen Kulturgegenständen und gequält, daß die überhandnehmende Nervosität zum guten Teile schon aus der alltäglichen und alljährlichen Befriedigung der zahlreichen Bedürfnisse sich erklärt. Früher gab es Leute, die in ihrem ganzen Leben nur einen einzigen Wintermantel besaßen und womöglich auch diesen noch auf ihre Nachkommen vererbten. Welch ein Aufwand wird dagegen heute allein an Kleidern getrieben! Da gibt es insbesondere in der Frauenwelt Morgenmäntel, Theatermäntel, Staubmäntel, Vormittags- und Nachmittagsausgehämäntel, und zwar während eines langen Lebens eine Kleidergarbe voll. Und dann die vielen nützlichen und überflüssigen Toilettegegenstände, den vielen Komfort in den Wohnungen und all den Plunder bei gesellschaftlichen Anlässen und Veranstaltungen. Diese gewaltige Bedürfnissteigerung und den seelischen Reiz nach Abwechslung und Neuheiten hat die moderne Reklame auf allen Gebieten in raffinierter Weise auszunutzen verstanden, indem sie Bedürfnisse befriedigt und neue Bedürfnisse schafft. Wer einen Zahnstocher zum Munde führt, wird daran erinnert, daß es sehr gute und gesunde Tafelwasser oder Weine gibt. Wer eine Zeitschrift abonniert, dem fallen mit jedem Heft neue Reklamezettel von Zigarren, Wäscheartikeln, Büchern in die

Hand. Die alte Einfachheit, welche in früheren Zeiten in breiten Volksschichten ohne Zweifel bestand, ist heute dank der billigen Massenherstellung von tausendfältigen Gebrauchsgegenständen verschwunden; die Lebenshaltung hat sich in allen Gesellschaftsklassen verfeinert, der Genuß ist raffinierter und die Möglichkeit zu seiner Befriedigung ist bedeutend leichter geworden. Da ist es denn natürlich, daß im Zusammenhange mit der Reklame die deutsche Volkswirtschaft einen breiten Aufschwung nehmen mußte, daß die Produzenten in der Reklame den erhofften Massenabsatz erblickten und daß die Reklame psychologisch äußerst interessante Brücken zwischen Volkswirtschaft und Publikum, zwischen

dem Drange des Kaufens und Genießens, erzeugt durch die Leistungen der Reklame, und dem Sparamkeitstrieb und der einfacheren Lebensführung ins Leben rief.

Das Wesen und die Bedeutung der Reklame ist sonach sehr vielseitig und weittragend. Die Reklame ist ein Gegenstand der Volkswirtschaft, der Aesthetik und der Psychologie geworden. Auch hat sich natürlich die national-ökonomische und die künstlerische Literatur mit ihr befaßt. In der Sammlung „Kunst und Kultur“ hat Dr. Eduard Plathoff-Dejeune eine kleine, charakteristisch gezeichnete Studie über die Reklame veröffentlicht, während ihr Dr. Viktor Mataja eine große Untersuchung über Wesen und Werbetätigkeit im Geschäftsleben gewidmet hat. Beide Monographien bieten eine Fülle volkswirtschaftlich wichtiger und ästhetisch-psychologisch interessanter Momente, daß eine kurze Vertiefung in ihren Inhalt sich sehr lohnt.

Die ursprüngliche Reklame, die heute noch in entlegenen Dörfern vorkommt, bestand im Ausrufen der Ware. Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt zogen z. B. die Schwarzwälder Uhrenhändler und kündeten mit Glockenschlägen ihre Anwesenheit. Jede Menagerie, jeder Jahrmarkt pflegt heute noch die Reklame des Lärmmachens. Die persönliche Anpreisung spielt auch jetzt noch eine große Rolle. Jeder Geschäftsreisende ist eine lebendige Reklame großen Stils. Ohne seine Superlative beim Anpreisen der Waren hätten die Grossisten nicht die Hälfte ihres Absatzes. Andere Beispiele einer unausweichlichen Reklame sind die lebendigen zwei- oder vierfüßigen Plakatträger, von Ziegenböden oder Ponys gezogenen Wagen mit leuchtenden Transparenten. Oder man läßt vor der Ladentür einen Phonographen spielen, um die Passanten zum Betrachten der Schaufenster zu veranlassen. Diese einfachen Reklamemittel genügen aber nicht. Die richtige

Die Zeitung kann nicht ohne Inserate und die Reklame nicht ohne Zeitung leben. Hier setzt nun der ganze Scharfsinn der Verkäufer ein; hier treten die tausendfältigsten Formen auffallender Inserate zutage, von der Zwanzigpfennigzeile bis zum ganzseitigen Miesinseerat für mehrere hundert Mark, welches womöglich nur einen einzigen Satz enthält. Es steckt viel Witz, Berechnung, Geriebenheit und Menschenkenntnis hinter den Inseraten. Der vom Jahrmarkt her bekannte superlative Ton der Uebertreibung in der Anpreisung spielt auch im Zeitungsinseerat noch eine große Rolle. Mit feiner Fronte schildert der Genfer Schriftsteller Gaspard Ballette die üblichen Reklametrommelschläge. „Ich lese Zeitungen, aber nur die vierte Seite, die Inserate . . . Alles ist hier darauf angelegt, den Leser für sich einzunehmen und ihm die Lektüre zu erleichtern. Druckfehler sind hier ausgeschlossen; der Kleinste könnte ein Inserat unwirksam machen. . . . Was ich vor allem an den Inseraten schätze, ist ihre durchgängig optimistische Weltanschauung. Glaubten wir bisher unbequemen und ungefunten Wohnungen, ungetreuen und faulen Diaristboten, unwissenden und anspruchsvollen Gouvernanten, unfähigen Beamten, unwirksamen oder schädlichen

Diese geistreiche Plauderei enthält gar nicht viele Uebertreibungen. Jeder Zeitungsläser kennt diese Töne und Farben der Reklame. Wie schön und herrlich wären doch die Menschen, wenn sie alle die vielgepriesenen Toilettenartikel anwenden würden, vom Mittel, das blendend weiße Zähne garantiert, bis zu jenem, welches der Glage jugendliche Locken entzaubert! Wie krank und heilungsbedürftig ist nicht die arme Menschheit, wenn man die Apotheker- und Geheimmittelreklame ansieht, und wie rasch kann all diesen Uebelständen abgeholfen werden durch die marktstreichrischen Anpreisungen von den Hühneraugen bis zur Nervenschwäche! Da, wo die einfache Ankündigung nicht mehr zieht — denn die Schar der Dummen wird zwar nie alle, aber sie nimmt doch manchmal ab — wird die Reklame versteckt und in spannende Form gebracht. Da liest man eine Anzeige über das Steigen der Milchpreise, die mit der warmen Empfehlung einer berühmten Milchschokoladenorte endigt. Eine andere Methode sieht es darauf ab, die Reklame kurz, aber auffallend abzufassen. In großem Druck ist da zu lesen; „Portemonnaies aus Menschenhaut zu fabrizieren ist verboten (winziger Druck), aber meine schweinsledernen oder krokodilhäutigen Geldtäschchen sind die besten.“ „Kleist hätte den zerbrochenen Krug nicht geschrieben, wenn er gewußt hätte, daß Kleistin nicht nur Krüge, sondern auch Eisenstücke wieder zusammensettelt“ usw. Da viele Zeitungsläser zu bequem sind, oder es für überflüssig halten, den Inseratenteil zu lesen, kriecht die Reklame unversehens in den Text des Hauptblattes, was freilich bei besseren Zeitungen nicht vorkommt. Wir lesen entzückt einen wundervollen Spaziergang, der mit einem ausgezeichneten Mahle im unvergleichlichen Hotel X. schließt. Oder das Inserat drängt sich mitten in den Text und zerreiht den Zusammenhang, was dann den Zeitungsläser wohl kaum zu einer wohlwollenden Bemerkung über die betreffende Reklame veranlaßt. Daß natürlich betrügerischer, unlauterer Wettbewerb und Unmoral bei der Reklame auch mit unterläuft, braucht nicht eigens gesagt zu werden.



Der deutsche Kriegerfriedhof in Laon.

Der hinter der Allee gelegene Friedhof ist in seiner ganzen Anlage ein neuer Beweis für die Pietät, mit der die deutschen Truppen inmitten der Schrecken des Krieges ihrer gefallenen Kameraden gedenken.

Heilmitteln zu bezeugen, haben wir von unsicheren Geschäften, zum Bankrott verurteilten Handelsunternehmungen oder unglücklichen Ehen gehört, so brauchen wir nur die Anzeigen zu lesen, um plötzlich in eine bessere Welt versetzt zu werden. . . . Hier sind alle Häuser schön gelegen, geräumig, schattig, nahe bei der Stadt, aber doch auf dem Lande, gesund, lustig und mit herrlicher Aussicht. Aber sie sind natürlich zu verkaufen oder zu vermieten. . . . Alle Geschäfte sind blühend und bedeutend, genießen einen alten Ruf, spotten jeder Konkurrenz, sind aber abzugeben oder suchen eine Anleihe aufzunehmen. Alle offenen Stellen sind angenehm, leicht und gut besoldet. Alle Angestellten sind ernsthaft, ehrlich und tüchtig; sie machen bescheidene Ansprüche, reden drei Sprachen oder mehr, haben glänzende Zeugnisse, feine Manieren und — suchen eine Stellung. Die Heilmittel sind alle leicht zu nehmen, unschmerzhaft wirksam, angenehm, im Geschmack, niedrig im Preise und allen verwandten Erzeugnissen unstreitig überlegen. Alle Heiratstribunen haben seltene oder wertvolle Tugenden, angenehmes Aussehen, eine gute Stellung, Distretion ist Ehrensache. Alle Erzieherinnen sind erfahren, die Kassierer treu, die Witwen untröstlich, die Gattinnen tugendhaft und die Pferde von reiner Vollblutrasse. Die Krankenpfleger sind hingebend und erfahren, das Familienleben in den Pensionen ist heimelig und bequem, die Preise stets niedrig. Das Olivenöl ist garantiert rein, die Petroleumlampen geruchlos und alle Krankheiten der Menschheit,

brauchs, Fahrpläne, Theaterzettel, Konzertprogramme, Kalender, Kataloge, Jahrbücher usw. benutzen stark die Reklame und bezahlen durch diese Inserate einen guten Teil ihrer Herstellungskosten. In kleineren Theatern ist sogar der Vorhang über und über mit Inseraten verpflastert. Ja, die Reklame schenkt sogar dem Publikum allerhand nützliche Sachen, wenn nur der Name einer Firma auf den Abreißkalendern, Löschblättern, Papierservietten usw. aufgedruckt ist. „Man erzählt von einem klugen Männlein,“ so schreibt Plakhoff Lejeune, „das jeden Morgen auf dem Markt unter dem Vorwand des Kaufes ein paar Duzend Käseorten durchprobiert und sich so ein Pfund Gratistafe zu Gemüte geführt hatte. Der Mann steht heute nicht mehr allein. Wer es klug anfängt, kann heutzutage sich wochenlang von zu Reklamezwecken versandter Warenproben und von dem Verkauf nicht eßbarer Reklameobjekte ernähren.“ Ferner werden Prämien ausgesetzt für den, der die meisten z. B. Schokoladentafeln beiliegenden Nummern am Ende eines Jahres einliefert; dieser erhält sodann ein Automobil, der zweithöchste Nummerenträger eine Salonneneinrichtung usw. Oder große Hotels in Badeorten haben sogenannte Stimmungsmacher engagiert, welche Ausflüge veranstalten, Bälle und Verlobungen arrangieren, nebenbei Hotels und Geschäfte empfehlen, und zwar alles aus Liebe zur Menschheit — gegen hohes, festes Gehalt.

Ihre harmlosen Formen verläßt die Reklame, wenn sie in

wilhem Gebaren das Publikum zwingt zur Beachtung. In den Deden, Scheiben und Fußböden der Tram- und Eisenbahnwagen, auf dem Pflaster in Mosaikform, an den Seitenwänden der Häuser, auf langen Gerüsten längs der Bahnlinie, an Fluß- und Seeufern, auf lustigen Bergeshöhen künden Riesenplakate in allen Farben immer wieder die Güte aller möglichen Waren. Dieser aufdringliche Reklamevandalismus schreit nach Abwehr. Heimatschutzvereine haben sich dieser Ausartung bereits angenommen. Der schweizerische Kanton Waadt hat sogar gesetzgeberische Maßnahmen gegen die Unverschämtheiten der Reklame ergriffen. Gegenüber den zahlreichen Geschmackslosigkeiten der Reklame konnte es nun nicht ausbleiben, daß auch die Kunst sich in ihren Diensten stellte. Sie schuf Reklamebilder, um den Sammeleifer der Käufer zu erhöhen. Vor allem ist es die internationale Monogesellschaft, die die Reklame auf ein wirklich künstlerisches Niveau hob. Diese fertigt kleine Kunstblätter, welche eine Monographie ihres Reklamegegenstandes, geschichtliche, sachtechnische Notizen über die Ware, ihren Erfinder usw. enthalten. Auf dem Kunstwert beruht die Bedeutung dieser Reklame neuesten Stils.

Eine weitere und wohl auch die wichtigste Aufgabe verbleibt der Kunst hinsichtlich des Plakats. Das Plakat ist das wirksamste und zukunftsreichste Reklamemittel. Seinen Abscheulichkeiten und Geschmackslosigkeiten kann nur die wahre Kunst gegenüber treten. Die moderne Plakatkunst hat scheußliche Leistungen erzielt. Lange Zeit verschmähten es die Künstler, für Stiefelwische, Waschpulver und Gummiräder ihr Können aufzuwenden. Allein nach und nach wiesen nicht bloß die Schaubuden und Ladentüren Plakate auf, das Plakat wurde allgemein ein Stück Volkskunst und Tagesgespräch. Jedes Schützen-, Sänger- und Turnfest, jedes Pferde-, Velo- und Autorennen, jede landwirtschaftliche, gewerbliche und industrielle Ausstellung, jeder Bade- und Kurort will sein Plakat haben. Preisausstellungen mit bedeutenden Einsätzen werden veranstaltet. Da eröffnete sich für die Künstler ein großes Arbeitsgebiet, und Namen von hohem Klang haben für die Plakatkunst gearbeitet. Bahnbrechend für diese neue Kunst war die erste Dresdener internationale Plakatausstellung von 1896. Sie eröffnete neue soziale und ästhetische Möglichkeiten. Viele öde und häßlich wirkende Flächen konnten mit künstlerischen Plakaten überdeckt werden, so daß in verfeinerter Form dem Plakat sogar eine hohe Kulturmission zuerkannt werden muß. Auf diesem Wege muß die Kunst und die Veredelung des Volksgeschmacks weiterarbeiten.

Die Reklame, welche so breitspurig und als riesige Massenerscheinung auftritt, spielt naturgemäß in volkswirtschaftlicher Beziehung im Verkehrsleben der Gegenwart eine große Rolle. Eigene Zeitschriften und Bücher orientieren über die Reklametechnik und über die Wirksamkeit und die finanzielle Seite des Reklamewesens. Soll eine Reklame für einen Artikel nützlich sein, dann muß der Artikel selbst wertvoll sein und unbezweifelbare Vorzüge besitzen. Sonst ist der Geldeaufwand für Reklame verloren. Schundware wird recht selten in Riesenmengen und auf die Dauer Absatz finden. Daß dieser Grundsatz auch in der Geschäftswelt zu heilsamer Konkurrenz führte, ist eine Lichtseite des Reklamewesens. Dann hat die Reklame aber auch viele Schattenseiten. In der Hauptsache ist sie ein Spekulationsunternehmen, das glücken und fehlschlagen kann. Hätte der berühmte gewordene Peter Ganter-Roman eingeschlagen, dessen Anfündigungsbrief Hunderttausende zum Kauf reizen sollte wegen angeblichen persönlichen Vorkommens im Roman, — der Mann wäre mit einem Schlag reich geworden. Weitere Schattenseiten der Reklame bestehen darin, daß sie an sich noch brauchbare Gegenstände entwertet und Neuanschaffungen veranlaßt. Der Modewechsel wäre ohne Reklametrömmel gar nicht durchführbar. Die Reklame scheut sich auch nicht, beim Lesen die Vorkellung des Besitzes eines Leidens zu erzeugen durch geschickte Abfassung der Kennzeichen einer Krankheit, und es ist eine gutbekannte Tatsache, daß auf dem Gebiete der Geheimmittel, Patentmedizinen,

Schönheitspflaster Reklame und Schwindel förmliche Triumphe feiern. „Gebt uns nur die Frauen, wann immer,“ sagte einmal ein amerikanischer Patientinnen auf dem Annoncenwege suchender Arzt, „wir können sie mehr Frauenleiden in einem Jahre süßen machen, als sie in Wirklichkeit zu haben vermöchten, auch wenn sie hundert Jahre lang lebten.“

Daß das heutige Reklamewesen naturgemäß einen hohen Kostenaufwand erfordert, ist klar. Frau Reklame ist eine kostspielige Dame. Für Frankreich hat man die jährlichen Reklamekosten auf etwa 100 Millionen Franken, für die Vereinigten Staaten auf etwa 500, 600 bis 1000 Millionen Dollars geschätzt. In Deutschland hat man 1908 den Anzeigenertrag aus Zeitungen und Zeitschriften auf 412,3 Millionen Mark geschätzt. Bei einzelnen Firmen steigt der Reklamewand bisweilen ins Gigantische. Eine amerikanische Tabakgesellschaft hat im Jahre 1903 allein eine Million Dollars, darunter für die Verbreitung einer Fünf-Cent-Zigarre allein in einem Jahre 400 000 Dollars ausgegeben. Nach den Ermittlungen des Schweizer Hoteliersvereins betragen die Reklamekosten der Schweizer Hotels 1894 1,35, 1905 2,84 Millionen Franken; sie sind also beträchtlich und im Steigen begriffen. Nach Glahn ist in Deutschland bei älteren Detailgeschäften am besten ein Prozentsatz vom Umsatz — etwa 2 bis 3 Prozent — als Reklamewand festzusetzen. Ohne einen eigenen Reklameapparat und Reklamechef kann ein größeres Geschäft nicht leben. Nathan Fowler schätzt das Jahreseinkommen amerikanischer erst-



Die gefangenen Garibaldianer.

klassiger Reklameleiter von Firmen, die auf Allgemeinpropaganda angewiesen sind, durchschnittlich auf nicht über 5000 Dollars, im einzelnen aber steigend bis zu 20 000 Dollars; die Reklameleiter der großen Detailgeschäfte erhielten 1000 bis 10 000 Dollars. Nach Kroppeit erhalten in Deutschland Reklamemeister bei Mittelfirmen 5000 bis 6000, bei den großen Häusern 6000 bis 12 000 Mark Jahresgehalt und darüber. Welchen Geldeaufwand die Reklame für einen einzelnen Empfänger verursachen kann, zeigt das Beispiel eines Landgeistlichen, der im Jahre 1899 sich die Mühe gab, alle in diesem Jahre bei ihm einlaufenden Offertdrucksachen auszuführen. Es ergaben sich insgesamt auf Oktavformat umgerechnet 13 557 Seiten bei 11,29 Mark Porto.

Aus all den angeführten Mitteilungen über die Reklame ergibt sich, daß wir es hier mit einer volkswirtschaftlich tiefengreifenden Erscheinung zu tun haben, die aber auch eines psychologisch und ästhetisch bedeutsamen Interesses nicht entbehrt.

Was ein Amerikaner sagt

Daß Deutschland nur Ruhe und Frieden für seine wirtschaftliche Entwicklung wünsche, weiß jeder, der einigermaßen mit dem inneren Leben von Deutschland vertraut ist. Selbst junge Offiziere, die in jedem Lande eine gewisse Gefahr bilden, denn die jungen Leute möchten zeigen, was sie können, wissen in Deutschland nur zu gut, was Krieg bedeutet und wie groß das Risiko ist, um ihn nutzlos heraufzubeschwören. Es ist der sehnlichste Wunsch des Deutschen Kaisers gewesen, als Friedenskaiser zu leben und zu sterben. Er hat deutsche Geschichte gründlich gelesen und woll e

...auf der Straße. Männer, die vielleicht seit ihrer Kindheit mit gebelst hatten, versammelten sich um die Feldprediger und sangen die mächtigen alten deutschen Choräle aus vollem Herzen. Alte Männer holten ihre Uniformen hervor; die Schwerter wurden geschliffen, und die Kämpfer von Wörth, Metz und Sedan fühlten sich wieder jung. Jede Frau fand irgend etwas, das geschehen mußte, und ging ruhig hin und unternahm die Arbeit.

Keiner unterschätzt die furchtbaren Gegner und die ungeheure Aufgabe. Das Ringen ist ernst, aber keiner zweifelt an dem Endergebnis. Ernst und gefaßt, aber mit glänzenden Augen ging das deutsche Volk in den tödlichen Kampf hinein, und mit Ruhe und feierlicher Dankbarkeit wird Deutschland das siegreiche Schwert zurück in die Scheide stecken, und wird der Welt einen langen, wohlbewachten Frieden schenken.

Professor Thomas C. Hall, Newyork.

Es ist trasser Unsinn, zu behaupten, daß Oesterreich und Deutschland diesen furchtbaren Weltkrieg freiwillig entfacht haben. Alle beide wollten keinen Krieg, aber Russlands Aristokratie hatte ihn nötig, um die Revolution womöglich aufzuschieben. Und Englands blinde Ratgeber wollten ihn, um noch im Amt zu bleiben, die Arbeiterpartei totzuschlagen und um die widerträgliche Mißgunst einer unwissenden Klasse in England zu befriedigen. Anstatt eine edle Konkurrenz in der Bildung und Leistung anzufangen, hat die sogenannte „liberale“ Regierung die verwerfliche und kurzfristige Politik von Eduard VII. fortgesetzt und hat versucht, auch mit gewissem Erfolg, durch Lügen und politische Versprechungen Deutschland zu isolieren. Bergebens und mit schwerem Herzen hofften bis zu allererst Kaiser Wilhelm und seine Ratgeber, England könnte Freundschaft schließen und den Weltfrieden herstellen. England und Deutschland hätten zusammen in edlem Wettstreit an der Spitze der Kultur gehen können und hätten Zivilisation und Frieden für unabsehbare Zeiten der Welt sichern können. Aber England hat es nicht gewollt.

Einfach erstaunlich ist die Machtentfaltung Deutschlands. Seine militärische Kraft hat noch keiner bezweifelt, aber seine wirtschaftliche Kraft und noch mehr seine moralische Stärke sind staunenerregend. Die Haltung des Volkes ist eine Offenbarung gewesen.

Nam wird es einen deutschen Verd geben, dem das Leid und die Ehre der unsterblichen Erinnerungen, die unzertrennlich mit dem Soldatengrabe verbunden sind, nicht zuteil wird. Die deutsche Mutter, Frau und Schwester hassen allen Krieg. Haben sie nicht in früheren Jahren bittere Tränen über Massengräber weinen müssen, in denen das Beste, Edelste und Geliebteste begraben liegt, weil ihre Väter, Männer und Söhne frei sein wollten, und das Vaterland ihr höchstes Gut war! Aber jetzt geben diese deutschen Frauen ohne Tränen ihre Männer, Väter, Brüder und Söhne in den Krieg, denn wenn jetzt Deutschland sein Schwert mit Ehren in die Scheide steckt, wird kein Weltkongreß es seines Lohnes berauben, und kein heuchlerischer Vorwand von dem „Gleichgewicht in Europa“ wird es England ermöglichen, die Kastanien zu stehlen, die andere aus dem Feuer geholt haben. Und diese deutschen Frauen werden ruhig schlafen können in dem festen Bewußtsein, daß der Friede, der so viel gekostet hat, in den starken Händen von deutschen Brüdern und Söhnen liegt.

Die Sozialdemokraten stehen Schulter an Schulter mit allen anderen politischen Parteien, sie opfern ihre Gelder, ihre Häuser, ihre Söhne und ihre Führer für das gemeinsame Vaterland. Und der Kaiser schickt sie nicht hin, für ihn, sondern mit ihm zu kämpfen, denn er ist mit seinen sechs Söhnen vor der Front, und diese Söhne kämpfen nicht im sicheren Hinterhalt, sondern führen ihre tapferen Soldaten, wo die Gefahr am größten ist, zu Land und See.

Prinz und Graf, Baron und Bauer wetteifern miteinander im Kampfe freudiger Sinebung.

Ein jeder, der die Lage der Vorbereitung und grenzenlosen Spannung erlebt hat, hatte das Gefühl, als wohnte er einer heiligen Handlung bei. In diesen Tagen gab es kein lautes Lachen in den Straßen. Die Luft vibrierte mit der allgemeinen Spannung,



Der Zar Nikolaus und Großfürst Nikolai Nikolajewitsch auf dem Kriegsschauplatz im Osten.

Unsere Bilder.

Generallieutenant Wild v. Söhenborn, dem vor kurzem erst das Amt des Generalquartiermeisters übertragen worden war, wurde zum preussischen Kriegsminister ernannt; er ist als solcher der Nachfolger des jetzigen Chefs des Generalstabes General der Infanterie v. Falkenhayn. Der neue Kriegsminister ist der Sohn des Obermedizinalassessors Dr. Wild in Kassel und trat 1883 als Fahnenjunker in das 83. Infanterieregiment ein. Nach dem Besuch der Kriegsakademie wurde er 1898 Generalstabsoffizier. Später war er Kommandeur verschiedener Regimenter, zuletzt der 3. Garde-Infanteriebrigade, und gehörte dem Kriegsministerium als Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements an.

Ein Vorkämpfer für französische Kultur. Unsere Abbildung stellt einen der zahlreich in der französischen Armee kämpfenden Neeger aus Französisch-Guinea dar. Er fiel verwundet in deutsche Kriegsgefangenschaft, wurde im Kriegslazarett I in Brüssel photographiert und sagte bei seiner Vernehmung vor dem Feldkriegsgericht in Brüssel unter anderem aus, daß in seinem Heimatdorf die Menschenfresserei üblich sei.

Die gefangenen Garibaldianer. Bei Ausbruch des Krieges regte sich in einem kleinen Kreis des italienischen Volkes die Abenteuerlust, und es gelang den Enteln Garibaldi's, eine Freischar zusammenzustellen, die auf französischer Seite kämpfen sollte. Die Truppe erlebte bald nach ihrem Eintreffen in Frankreich infolge der Behandlung, die ihr die Franzosen angedeihen ließen, lebhaftes Enttäuschung. Trotzdem ließen sie sich nach den Argonnen befördern, wo sie in die gefährlichsten Schützengräben vorgeschoben wurden. Hier stelen zahlreiche von ihnen, darunter auch Garibaldi's Entel, bei einem Sturmangriff, während eine noch größere Zahl von den Deutschen gefangenengenommen wurde. Diese Gefangenen zogen, als der Deutsche Kaiser Ende Januar mit dem Kronprinzen die Fortschritte in den Argonnen besichtigte, mit 1000 gleichzeitig gefangenen Franzosen an dem Kaiser und dem Kronprinzen vorüber.

Spruch.

Wer nicht gelernt in jungen Tagen
Zu seinen Wünschen Nein zu sagen,
Der ist sich selbst der schlimmste Feind
Und bringt sich um, bevor er's meint.

Sprüche.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt,
Was gilt uns die weite unendliche Welt.
Für des Vaterlands heiligen Boden?
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja! glücklich und frei sind die Toten.

Theod. Körner (Letzter Trost).

Geduldig, stetig vorwärts dringend,
Beharrlich dich zur Arbeit zwingend,
Bescheiden, stille, eingezogen:
So machst du dir das Glück gewogen!

„Nu wüßt wi awer na London!“ Aus

Kiel wird geschrieben: Ein ergötzlicher Vorfall ereignete sich auf dem hiesigen Bahnhof. Dort waren, wie immer, wenn Truppentransporte ins Feld gehen, zahlreiche liebliche Damen anwesend, die Liebesgaben verteilen, unter anderen die Prinzessin Heinrich von Preußen, die bei diesen Anlässen nie fehlt. Kurz vor Abfahrt des Zuges bahnte ein Marineunteroffizier, der zum Abschied scheinbar nicht nur gut gegessen, sondern auch gut gerunken hatte, durch das Gedränge auf dem Bahnsteig sich seinen Weg, und als er dabei von ungefähr eine Dame in weißer Schürze, eine Hand leicht in die Seite gestützt, vor sich stehen sah, glaubte er, an diese gütige Spendlerin ein freundliches Abschiedswort richten zu müssen. Er schob also ohne viel Umstände seinen Arm unter den ihren, und als dieser sich löste, klopfte er ihr ganz kameradschaftlich auf die Schulter und sagte vergnügt: „Siso, mien Deern, wat seggst du nu? Nu wüßt wi awer hin na London!“ „Das tun Sie nur!“ war die Antwort, und als die Sprecherin sich dem Mann zuwandte, erkannte dieser zu seinem Schrecken — die Prinzessin Heinrich. Aber die gute Stimmung half ihm auch über seine anfängliche Verlegenheit hinweg, und er wiederholte, wenn diesmal auch ohne handgreifliche Bekräftigung: „Ja, Königliche Hoheit, nun wollen wir nach London und die Engländer verdrängen!“ „Das tun Sie nur!“ nickte nochmals freundlich die Prinzessin, und wohlgenut bestieg der unternehmungslustige Vaterlandsverteidiger den Zug.

Eine amtliche Belehrung über die Aufbewahrung von Kartoffeln. Die Art der Aufbewahrung der Speisekartoffeln ist jetzt besonders wichtig. Die kaiserliche Biologische Anstalt für Land- und Forstwirtschaft hat deshalb eine eingehende Belehrung darüber aufgestellt. Sie ist um so wichtiger, als schon jetzt darüber geklagt wird, daß die diesjährigen Kartoffeln sehr wenig haltbar seien. Insbesondere versagen die Verbraucher häufig nicht über

geeignete Lagerräume. Die Vorräte müssen aber jetzt tauglich erhalten werden. Voraussetzung ist die vollkommene Gesundheit der Kartoffeln. Sie müssen gleich nach dem Einlaufen sorgfältig verlesen werden. In jedem Jahr befinden sich unter den geernteten Kartoffeln angefaulte Knollen, diesmal sogar ziemlich viele. Auch während der Verlesung kann noch Fäulnis eintreten. Die kranken Knollen bilden eine ständige Ansteckungsgefahr für die gesunden. Die kranken Knollen sind aber nicht immer leicht zu erkennen, besonders, wenn ihnen Erde und Schmutz anhaftet. Kranke Knollen zeigen nasse, eingesunkene Flecken oder blauviolette, ebenfalls eingesunkene Stellen, unter denen beim Durchschneiden das Fleisch

sand eine französische Patrouille in einer verlassenen Mühle halbwegs zwischen den beiden Fronten ein Paket deutscher Zeitungen, das ans Hauptquartier geschickt wurde. Von dort kamen abends die neuesten französischen Blätter, die an gleicher Stelle niedergelegt wurden und alsbald verschwand. Seitdem werden die Depots regelmäßig erneuert und abgeholt. Einmal lag bei den Zeitungen das Billett eines deutschen Offiziers des Inhalts: „Ihre Zeitungen hochinteressant, wir glauben aber kein Wort.“ Als bald erfolgte die Antwort: „Ist Ihr gutes Recht, vielleicht finden beiliegende amerikanische Blätter mehr Glauben.“ Angeblich blieb es hierauf vier Tage lang still, dann begann der Austausch wieder.

Paffendes Amt. Wie nachträglich bekannt wird, besand sich unter den Kriegsfreiwilligen auch der „Hauptmann von Köpenick“. Auf besonderen Wunsch ist er der Kommission zur Beitreibung der Kriegskontribution zugeteilt worden.

Sehr richtig. Man erzählt sich, daß der deutsche Kaiser kürzlich einen Artilleristen anredete, der bei einem Geschütz stand, und ihn fragte: „Nun, mein Sohn, weißt du auch, was dazu gehört, solch ein schweres Geschütz in die rechte Position zu bringen?“ — „Jawohl, Majestät,“ war die Antwort, „ein Eisernes Kreuz.“

Müßigkeitsvoll. „Säugen Sie denn nie eine Kuhne heraus, wenn eine Siegesnachricht eintrifft?“ — „Ach ja, natürlich; aber ich tue es nur immer des Nachts. Für den Tag ist sie nämlich schon zu schlecht!“

Auch ein Verdienst. „Na, Herr Schuhmacher, haben Sie auch einen Sohn im Felde?“ — „Nein, aber sechs Paar Stiefel, die ich gemacht habe, sind in Frankreich mit dabei.“

Empfindlich. Grey: „Geseht den Fall —“ — König der Belgier: „Hören Sie auf. Ich will von keinem Fall hören.“

Voshast. Schwester: „Wo ich das Loos nur hinlege, damit ich's morgen nicht mitzunehmen vergesse?“ — Bruder: „Ganz einfach, vor den Spiegel!“

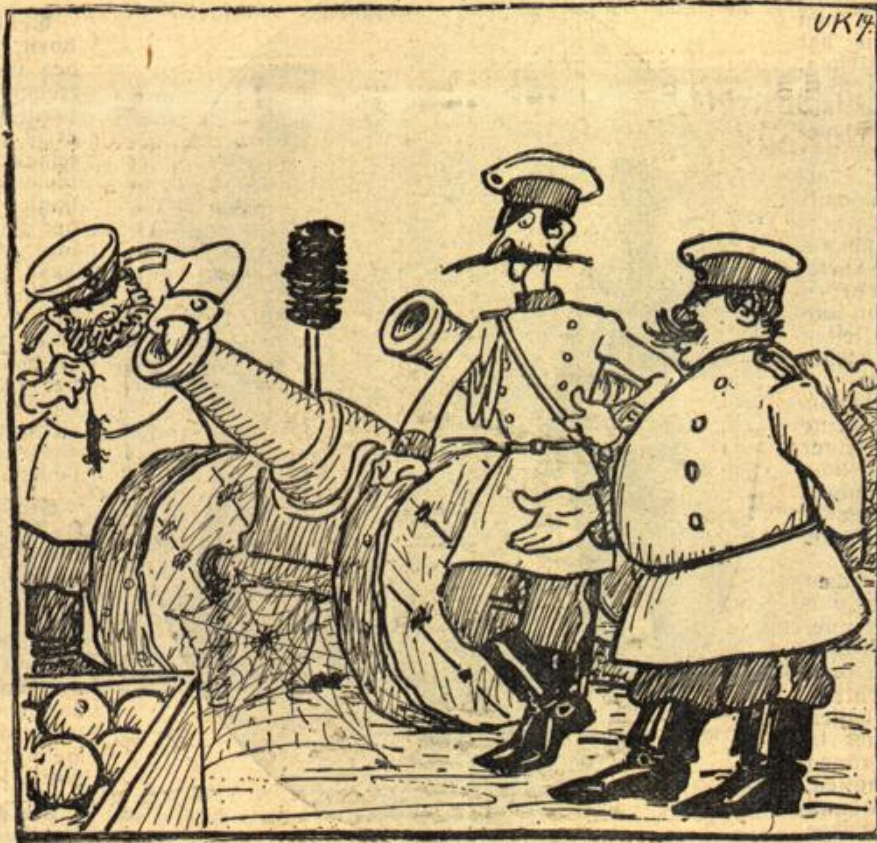
Rätsel.

Wer die Dritte ist, wie die Ersten es wollen, Der stehet fest, mag des Geschickes Grollen Mit tausend Schreden ihn undrängen. Den Namen eines Dichters läßt das Ganze lesen,

Der, wenn auch seine Laufbahn kurz gewesen, Doch hochgeehrt im deutschen Dichterkain.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Bruchstück.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredenev (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Kredebeul & Koenen, Ess'n (Ruhr).



„Wladimir Petrowitsch, mit diesen Kanonen werden wir die Deutschen schlagen! Mit ihnen hat schon Peter der Große bei Pultawa geseigt!“

braun verfärbt ist. Gefärbt sind vor allem die Knollen, die angefressen oder sonstwie verlegt, gedrückt oder angefroren sind. Diese müssen also sorgfältig ausgelesen und rasch verbraucht werden. Die Kartoffeln sollen an einem kühlen, luftigen, dunkeln Orte aufbewahrt werden, am besten in frostfreien Kellern oder Speicherräumen. Sinkt die Wärme des Raumes auch nur einige Tage auf den Gefrierpunkt, so erfrieren die Kartoffeln. Lagern die Kartoffeln zu warm, so keimen sie leicht aus. Ist die Luft sehr trocken, so werden sie bald welk. Die Kartoffeln sollen nicht in Säcken aufbewahrt werden, da diese keinen genügenden Luftwechsel gestatten. Sie müssen öfter nachgesehen werden usw.

Zeitungsaustausch zwischen den Feinden. In einem Feldbrief des Pariser „Temps“ wird erzählt: Neuerdings werden zwischen den deutschen und französischen Schützengräben der Front beiderseitige Zeitungen ausgetauscht. Eines Morgens